

## KOMPAKT

## Literatur

**ONLINE-REIHE** Seit Mai 2021 bot der Literaturwissenschaftler und Publizist Dirk Heißer in Kooperation mit dem Kulturzentrum der Israelitischen Kultusgemeinde jeden Monat ein jüdisches Autorenporträt an. Diese Reihe endet mit dem Monat März, in dem es ab Sonntag, 6. März, auf dem YouTube-Kanal ([www.youtube.com/c/DrDirkHeisserer](http://www.youtube.com/c/DrDirkHeisserer)) um Lion Feuchtwanger und seinen Roman *Erfolg – Drei Jahre Geschichte einer Provinz* (1930) geht. Er spielt in München in den politischen Schicksalsjahren 1921 bis 1924. Hinter vielen Figuren sind ihre originalen Vorbilder erkennbar, neben Feuchtwanger und seiner Frau Marta unter anderem auch Bertolt Brecht, Karl Valentin und Adolf Hitler. Was von Feuchtwanger als Satire gedacht war, wurde ab 1933 von der Realität furchtbar übertroffen. *ikg*

## Diskurs

**GESPRÄCH** 2021 schrieben die Journalistin Özlem Topçu (Der Spiegel) und ihr Kollege Richard C. Schneider (BR/ARD) einander regelmäßig. Das Ergebnis ihres Austausches ist soeben bei Droemer Knauer unter dem Titel *Wie hättet ihr uns denn gerne? Ein Briefwechsel zur deutschen Realität* erschienen. Es spiegelt den Diskurs zweier in Deutschland geborener Publizisten mit Migrationshintergrund wider, die beide, hier muslimisch, dort jüdisch, als Minderheitenstimmen wahrgenommen werden, obwohl sie mehr Durchblick haben und besseres Deutsch sprechen als mancher sogenannte Biodeutsche. Am Montag, 7. März, 19 Uhr, führen sie online ein Gespräch, moderiert von Niels Beintker (Bayerischer Rundfunk). Für die Teilnahme über Zoom ist eine Anmeldung erforderlich unter [karten@ikg-m.de](mailto:karten@ikg-m.de). *ikg*

## Zeugnis

**BUCHVORSTELLUNG** In der unmittelbaren Nachkriegszeit gründeten überlebende osteuropäische Juden die Zeitschrift »Fun letstn churbn«, welche die Gräueltaten der Nazis dokumentierte. Im Metropol Verlag erschien die deutsche Übersetzung *Von der letzten Zerstörung, herausgegeben von der Jüdischen Historischen Kommission in München 1946–1948*. Am Mittwoch, 9. März, 19 Uhr, stellt Markus Roth, Mitherausgeber der deutschen Edition und wissenschaftlicher Mitarbeiter des Frankfurter Fritz Bauer Instituts, diese im Bildungszentrum Einstein 28, Einsteinstraße 28, vor. Aus den Texten liest Katja Schild. Eine Anmeldung für diese Kooperationsveranstaltung mit der Münchner Volkshochschule und dem Zentrum für Holocaust-Studien am Institut für Zeitgeschichte ist erforderlich unter [089/48006-6239](tel:089480066239). Die Kursnummer lautet [0110746](tel:0110746). *ikg*

## Jiddisch

**LESEKREIS** Die Jüdische Volkshochschule München bietet einen Jiddisch-Lesekreis online an. An vier Mittwochabenden treffen sich die Teilnehmer über Zoom, um gemeinsam Klassiker der jiddischen Literatur zu lesen und zu besprechen. Dozent ist der Jiddisch-Lehrer und Archivar Chaim Frank. Termine sind 9. und 23. März sowie 6. und 27. April, jeweils um 19.30 Uhr. Weitere Infos unter [juedischevhs@ikg-m.de](mailto:juedischevhs@ikg-m.de) oder [089/202 400-491](tel:089202400491). *ikg*

## Bob Dylan

**HOMMAGE** Am Donnerstag, 10. März, 19 Uhr, heißt es im Jüdischen Gemeindezentrum am Jakobsplatz »Bob Dylan: Forever Young« – eine literarisch-musikalische Hommage. Gastgeber im Rahmen der Woche der Brüderlichkeit sind die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und das IKG-Kulturzentrum. Mit Bob Dylan, Jahrgang 1941, öffnete sich die Pop-Musik für politische Themen; gleichzeitig schuf er neue poetische Ausdrucksformen in der Musik, was ihm 2016 den Literaturnobelpreis eintrug. Anmeldung für die Veranstaltung unter [karten@ikg-m.de](mailto:karten@ikg-m.de) oder [089/20 24 00-491](tel:089202400491). Es gelten die aktuellen Corona-Regeln der Bayerischen Staatsregierung. Das Tragen einer FFP2-Maske ist notwendig. *ikg*

## Immer ansprechbar

**SEELSORGE** Rabbiner Shmuel Aharon Brodman betreut seit nunmehr fast sechs Jahren die Israelitische Kultusgemeinde – und sein Engagement ist ungebrochen



Gemeinderabbiner Shmuel Aharon Brodman in seinem Arbeitszimmer

Foto: IKG München u. Abb.

VON MIRYAM GÜMBEL

Seit bald sechs Jahren ist Shmuel Aharon Brodman der Rabbiner unserer Gemeinde, und bis heute bin ich deshalb jeden Tag froh und dankbar. Nicht genug damit, dass er viel halachisches Wissen mitbringt, er beherrscht auch das zweite wichtige Handwerk eines Rabbiners perfekt: den Umgang mit seinen Gemeindegliedern. Seine offene, freundliche und verbindende Art ist eine Bereicherung für die IKG, er selbst, seine Ehefrau und Kinder sind im Haus hochgeschätzt. Er ist unermüdlich im Einsatz für die Menschen in seiner Umgebung und ein Kümmerer, wie er im Buche steht. Es gibt nur wenige Rabbiner, die so engagiert sind wie er – genauso sehen es unsere Mitglieder auch.

Mit diesen Worten beschreibt Charlotte Knobloch, die Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, die unermüdliche Arbeit des Gemeinderabbiners. Wie aber sieht sein Alltag konkret aus? »Da gleicht kein Tag dem anderen, auch wenn es feste Zeiten gibt«, sagt Rabbiner Brodman. »Vor allem muss man offen und flexibel sein.«

**UNTERSTÜTZUNG** Zu den festen Zeiten gehören die täglichen Gebetszeiten und die Gottesdienste. Dabei muss er aller-

dings nicht immer persönlich anwesend sein. Unterstützt wird er bei seiner vielfältigen Arbeit von den Rabbinern Avigdor Bergau, Zalman Zizov und Israel Diskin.

Wichtig sind Rabbiner Brodman persönliche seelsorgerische Gespräche, wann immer ein Gemeindeglied das wünscht. Schiurim fallen in seinen Aufgabenbereich, die Vorbereitung von Predigten zu bestimmten Anlässen wie Feiertagen. In erster Linie ist er aber ein Gelehrter. Daher gehören auch religionsrechtliche Entscheidungen zu seinen Pflichten.

**PERSÖNLICHKEIT** Dass all das den Rahmen eines Arbeitstages mit acht Stunden oder eine 40-Stunden-Arbeitswoche sprengt, versteht sich beinahe von selbst. Doch Rabbiner ist eben mehr als ein Beruf, das Amt fordert die ganze Persönlichkeit, Aufgeschlossenheit und Liebe zu den Menschen der Gemeinde. Vor einem Jahr klingelte nachts um halb drei Uhr das Telefon, Brodmans Sohn hatte es gehört und den Apparat ins elterliche Schlafzimmer gebracht. »Eine verzweifelte Frau berichtete, dass ihr Mann sterbenskrank in einer Münchner Klinik liege, ihm wohl nur noch wenige Stunden blieben. Sie bat mich, ihn zu besuchen, sofort, denn am Morgen sei es schon zu spät.« So machte sich der Rabbiner auf den Weg – und konnte den Wunsch des Sterbenden noch kurz vor dessen Tod erfüllen.

Mit einem ganz anderen und eher ungewöhnlichen Anliegen wurde Rabbiner Brodman während der Corona-Pandemie konfrontiert. Da erreichte ihn der Anruf einer Frau, die aufgrund der Quarantäne-Bestimmungen ihre Wohnung nicht verlassen durfte. Ihr Hund musste dennoch spazieren geführt werden. Eine Aufgabe für den Rabbiner? Er selbst wurde nicht zum Hundesitter, doch mithilfe der Mitzwe Makers ließ sich dieses Problem schnell und unkompliziert lösen. »Ich empfinde es als sehr positiv, dass mich diese Frau angerufen hat«, sagt Brodman. »Ich bin glücklich, wenn sich die Menschen an mich wenden. Sie können meine Frau und mich alles fragen, was ihnen am Herzen liegt. Das ist gut so.«

**ISRAEL** Wie kam es dazu, dass Shmuel Aharon Brodman Rabbiner wurde? Geboren in den Niederlanden, lebte er bis zu seinem 14. Lebensjahr dort. Da es damals in Holland kein jüdisches Gymnasium gab, beschlossen seine Eltern, nach Israel auszuwandern. Dort hatte sein Vater, David Brodman sel. A., in der Nähe von Tel Aviv eine Stelle als Gemeinderabbiner bekommen.

Als Sohn des bekannten und angesehenen Rabbiners erfuhr Shmuel Aharon Brodman schon von Kindertagen an viel über Jüdischkeit und Religion. Auch, als er seine erste Rabbinerstelle antrat, bekam

er von seinem Vater einige Grundregeln mit auf den Weg. Und noch eine Fähigkeit verdankt er ihm, die sich als eine wichtige Stütze bei seiner seelsorgerischen Arbeit in München erwies: das Wissen um die Schoa und das sich Einfühlen-Können in den Gemütszustand der Überlebenden. Das Verständnis für ihre besonderen Ängste ist eine große Hilfe bei persönlichen Begegnungen – sowohl bei seinen Besuchen im Seniorenheim als auch im individuellen Gespräch. Dasselbe gilt für den Kontakt zur sogenannten Zweiten Generation.

## Als Sohn eines Rabbiners erfuhr Brodman von Kindertagen an viel über Jüdischkeit und Religion.

David Brodman sel. A. war selbst Überlebender. Er und seine Schwester gehörten zu den 92 von insgesamt 15.000 Kindern, die aus dem Lager Theresienstadt gerettet wurden. Sein Vater, der Großvater des heutigen Münchner Rabbiners, wurde 1945 in Auschwitz ermordet.

**KAPSTADT** Nach dem Abitur in Tel Aviv heiratete Shmuel Aharon Brodman seine Freundin aus holländischen Kindergartenzeiten – auch ihre Familie war nach Israel gezogen, und die beiden elterlichen Familien blieben über Jahrzehnte befreundet. Es folgte ein sechsjähriges Studium an der renommierten Mir-Jeschiwa in Jerusalem. Dann trat der junge Rabbiner seine erste Stelle in Kapstadt an.

Sechs Jahre lang leitete er die orthodoxe Kapstädter Gemeinde – bis auch ihn die religiöse Erziehung seiner Kinder dazu bewog, nach Israel zurückzukehren. 2016 führte ihn sein Weg dann nach München.

Was macht ihm Freude bei seiner Arbeit? Brodman muss nicht lange überlegen: »Ich will den Menschen die schönen Seiten der Religion zeigen. Da gibt es zum Beispiel auch viele Hochzeiten. Die jungen Leute auf ihrem Weg begleiten – das gibt eine Menge an Zufriedenheit!«

Ein privates Hobby hat Rabbiner Brodman auch abseits von seinem Beruf: Er sammelt Briefmarken – vor allem solche mit Ersttagsstempel im dazugehörigen Kuvert.

Für die Zukunft erhofft sich der Münchner Gemeinderabbiner im Zuge der Corona-Lockerungen mehr Möglichkeiten mit Blick auf den Gottesdienstbesuch. »Dann können wir wieder gemeinschaftlich feiern. Die Gemeindeglieder können wieder Kaddisch in der Synagoge sagen. Das so lange vermisste Miteinander kann wieder aufleben.«

## Zwei Generationen – zwei Standpunkte

**GESPRÄCH** Shulamit Volkov und Max Czollek blicken auf die jüdische Geschichte in Deutschland

»Ohne Angst verschieden sein können. Jüdisches Leben jenseits von Assimilation und »Leitkultur«: Simone Gundi, Leiterin der Offenen Akademie der Münchner Volkshochschule (MVHS), nannte den Titel eines Gesprächs mit der Historikerin Shulamit Volkov und dem Autor Max Czollek »sperrig«. Er ist aber auch so vielschichtig wie die Stimmen innerhalb der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland.

Und die beiden Gäste, die in dem gemeinsam von MVHS und dem Kulturzentrum der Israelitischen Kultusgemeinde veranstalteten Halbjahresschwerpunkt »Erinnerung für die Zukunft – Jüdisches Leben in Deutschland« von Gundi befragt wurden, hätten nicht unterschiedlicher und gleichzeitig einander besser ergänzend sein können. Volkov, Jahrgang 1942, ist emeritierte Professorin für vergleichende Europäische Geschichte an der Universität Tel Aviv; 2012 veröffentlichte sie die viel beachtete Biografie *Walther Rathenau. Ein jüdisches Leben in Deutschland*. Sie ist Israelin, was ihr einen Blick von außen ermöglicht. Max

Czollek ist alters- und erfahrungsmäßig nahezu Lichtjahre von ihr entfernt. 1987 in Ost-Berlin geboren, an jüdischen Schulen des vereinten Berlin groß geworden, am Zentrum für Antisemitismusforschung promoviert, gehört er heute zu einer Gruppe jüngerer, bemüht unangepasster Stimmen. Am bekanntesten wurde der Dichter durch seine Streitschriften *Desintegriert euch!* und *Gegenwartsbewältigung*.

Die beabsichtigte Provokation soll zu einem Um- und Neudenken führen. Gut, dass der

Verlag C. H. Beck es geschafft hat, zum Gesprächstermin Shulamit Volkovs neuestes Werk *Deutschland aus jüdischer Sicht. Eine andere Geschichte vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart* auf den Markt zu bringen.

Czolleks Blick reicht etwa 30 Jahre zurück. In der DDR habe jüdisches Leben nicht in der Synagoge, sondern eher im Wohnzimmer stattgefunden, drückte sich nicht religiös, sondern politisch aus. Die Art, wie jüdische Geschichte erzählt wurde und wird, geschehe als Minderheiten-

geschichte. Volkov machte deutlich, was es mit der Assimilation im 19. Jahrhundert auf sich hatte. Sie sollte »zur Verbesserung der Situation der Juden führen«, was etwas anderes als Gleichstellung bedeutete. Juden wollten Teil der bürgerlichen Klasse sein. Es wurde zum Antrieb ihrer Selbstorganisation, wie man nun in der Synagoge beten wollte, Deutsch sprach, Bildung anstrebte. Man gründete Chöre, Vereine, schuf eine »negative Integration, indem man immer mehr wie die anderen wurde, aber nicht mit den anderen«.

Für Czollek war die Trennung zwischen Deutschen und Juden in den 20er-Jahren nicht mehr so deutlich, auch wenn die Antisemiten dies gerne so sehen wollten. Die Nazis hätten sehr viel unternehmen müssen, um diese herbeizuführen. Wenn die Integration als vermeintliche Hoffnung platzte, dann wäre Desintegration eine Lehre aus der Geschichte. Eine provokative These in Zeiten des Jubiläums »1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland«.

Nora Niemann



Diskutieren über jüdisches Leben: Shulamit Volkov und Max Czollek

Foto: IKG-Kulturzentrum